

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 53 (1979)

Artikel: Bestand und Veränderung in der Mundart der Stadt Aarau : eine dialektologische Skizze
Autor: Lüssy, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-559126>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bestand und Veränderung in der Mundart der Stadt Aarau

Eine dialektologische Skizze

Vorbemerkung zu Absicht und Methode

Die vorliegende Untersuchung gründet sich auf eine Materialsammlung, die im Rahmen eines sprachlichen Praktikums an der Kantonsschule Aarau angelegt wurde. Ausgehend von einem Fragebogen mit ca. 60 schriftsprachlichen Sätzen, nach deren mundartlicher Form zu forschen war, führten fünf Schüler als Exploratoren im Sommersemester 1978 Interviews mit insgesamt 21 Gewährspersonen. Von Anfang an hat, im Sinne einer Einschränkung des Themas, die Absicht bestanden, die Aarauer Stadtmundart zu untersuchen, und zwar so, wie sie sich in der Gegenüberstellung der Sprache der älteren und der jüngeren Generation heute darstellt. Es sollte möglich werden, anhand der ausgewählten Kriterien die beharrende Struktur und die Bewegungen in der Mundart zu erkennen, also die Statik und Dynamik, in deren Spannungsfeld sich jedes Sprachleben konkretisiert, und von daher einen, wenngleich bescheidenen, Beitrag zu einer fundierten Beschreibung des heutigen Aargauischen und besonders der Aarauer Stadtmundart zu leisten.

Diesem Konzept folgend, unterscheiden wir bei unseren Gewährspersonen nach ihrer Zugehörigkeit zur «älteren Generation» (Jahrgänge 1892 bis 1911) und zur «jüngeren Generation» (Kantonsschüler der Jahrgänge 1957 bis 1961). Von den 21 befragten Personen gehören 14 der älteren, 7 der jüngeren Generation an. Der Altersunterschied zwischen den beiden Gruppen beträgt 69 bis 46 Jahre, was einen Unterschied von 1½ bis 2 Generationen ausmacht. Bei der Auswahl der Gewährsleute war besonders darauf zu achten, dass sie möglichst rein die städtische Mundart sprachen; wir suchten deshalb Leute, die in der Stadt aufgewachsen sind, noch in der Stadt wohnen und – dies Kriterium liess sich allerdings am wenigsten ideal erfüllen – die stadtaarauische Eltern haben. Dass wir schliesslich doch recht günstige Voraussetzungen für unsere Aufnahmen fanden, ist nicht zuletzt den Auskunftspersonen selber zu verdanken. An dieser Stelle haben wir ihnen noch einmal zu danken für die freundliche und geduldige Bereitwilligkeit, mit der sie unser Vorhaben unterstützten.

Nicht alle Kriterien, die durch den Fragebogen intendiert waren, haben schliesslich ausgewertet werden können: Zum einen erwies sich die Basis von 14 und 7 Belegen manchmal als zu schmal, um eine sichere Beurteilung zu wagen, zum andern zeigte es sich auch, dass es einer viel weitergehenden methodischen Ausbildung der Exploratoren bedurfte hätte, als es die Möglichkeiten eines fakultativen Kurses an der Schule erlauben, um etwa phonetische Varianten (z. B. die Qualität der e-Laute, die Verdampfung der i- und u-Laute) oder auch gewisse morphologische Probleme genügend genau zu erfragen und zu notieren. Der Explorator müsste sich der sprachwissenschaftlichen Problematik, die in seinen Fragen ja nur indirekt enthalten ist, zum vornherein schon selber bewusst sein, um das Interview so führen zu können, dass er die Antworten in der erforderlichen Vollständigkeit und Klarheit erhält. – Trotz dieser Einschränkung scheint uns die Ergiebigkeit und die Signifikanz des gesammelten Materials ausreichend, um den nachstehenden Aufsatz zu rechtfertigen, dessen skizzenhafter Charakter indes hier noch einmal betont sei.

1. Vom Bewusstsein, Aargauerdeutsch zu sprechen

«Aarau isch en glatti Stadt» kann man auf den Werbeplaketten der Gewerbetreibenden in der Aarauer Innenstadt lesen. Ist das Aarauer Mundart? Nach dem Ausweis des Schweizerdeutschen Sprachatlases (SDS)¹ gilt für den weiblichen unbestimmten Artikel vor konsonantisch anlautendem Substantiv in Aarau überwiegend die Form *e*, nur «weniger als $\frac{1}{3}$ der Belege» weisen die Form *en* auf (SDS III 144). Unsere Gewährsleute der älteren und der jüngeren Generation bestätigen diesen Befund, wenn sie «eine schöne Stadt» durchgehend mit *e schööni Stadt* übersetzen und «eine Frau» mit *e Frau*, mit Ausnahme zweier Vertreter der älteren und eines Vertreters der jüngeren Generation, die *en Frau* sagen. Die Form *en* scheint demnach in Aarau wenig verwurzelt zu sein.

Sie ist innerhalb des Schweizerdeutschen allerdings eine sonderbare Form und tatsächlich ein Kennzeichen aargauischer Mundart. Sie ist zu verstehen aus der besonderen geographischen Lage des Aargaus und aus seiner Geschichte. Die seit 1415 bis in die napoleonische Zeit reichende Berner Herrschaft hat die Sprache des südwestlichen Teils des Kantons deutlich beeinflusst und einen noch älteren Kulturgegensatz zwischen dem nordöstlichen mittelalterlichen «Thuregou» und dem südwestlichen «Aaregou», in deren Grenzlandschaft der heutige Kanton Aargau liegt, vertieft. In neuerer und

¹ Hrsg. von Rudolf Hotzenköcherle, Bern 1962 ff.

vor allem allerneuester Zeit, bedingt durch die zunehmende Mobilität der Gesellschaft und die wachsende Bedeutung des wirtschaftlichen und kulturellen Ballungsgebiets von Zürich, macht sich der Einfluss des Zürichdeutschen auf die vom Berndeutschen geprägte südwestaargauische Mundart immer spürbarer geltend. Das Aargauische, im Spannungsfeld älterer bernischer und jüngerer zürcherischer Einflüsse, hat gerade durch diese Mittelstellung ein durchaus eigenes Gesicht erhalten, so dass man mit Recht von einer eigentlichen «Aargauer Mundart» sprechen kann. Selbstverständlich ist auch das Aargauische, wie jede Sprache, dauerndem Wandel unterworfen; denn die Sprache ist der geistige Ausdruck des sozialen und kulturellen Lebens. Sowie sich die Aargauer selber im Wechsel der Zeiten ändern werden, so wird sich auch ihre Sprache ändern; nach der Richtung, nach der sie sich orientieren werden, nach der wird sich auch die Sprache orientieren; und soweit wie man sich noch in der herkömmlichen Welt verwurzelt weiss, soweit wird man auch noch in der herkömmlichen Sprache daheim sein.

Doch zurück zu unserem kleinen Beispiel; denn es vermag das eben Ausgeführte recht schön zu illustrieren. Wir haben von folgenden Verhältnissen auszugehen: Im Südwesten des Schweizerdeutschen, d. h. auch in der Berner und den Innerschweizer Mundarten, lautet der männliche unbestimmte Artikel *e* (*e Maa*), im Nordosten, also auch im Zürichdeutschen, hingegen *en* (*en Maa*). Wo nun die beiden grossen Mundartgebiete aneinanderstossen, und das ist im Aargau der Fall, kann eine Unsicherheit im Gebrauch der Formen entstehen: Heisst es jetzt *e* oder *en Maa*? Diese Unsicherheit, die sich im Gebrauch des männlichen unbestimmten Artikels ergibt, greift auch aufs Feminin über; d. h. die Einheitlichkeit des Berner Typus (*e Maa, e Frou*) wird in der Konfrontation mit dem Zürcher Typus (*en Maa, e Frau*) so auf diesen übertragen, dass eine neue, typisch aargauische feminine Form *en* (*en Frau*) entsteht. Dieses *en* ist also eine durchaus autochthone, echte Form des Aargauer Dialekts, die sich eben in der Labilitätszone zwischen der westlichen (Berner) und der östlichen (Zürcher) Mundart entwickelt hat. Als einzigartige Form ist sie ein Kennzeichen des Aargauischen, das dem Sprecher bewusst werden kann: So spricht nur der Aargauer. Der bewusste Gebrauch dieser Form dient der Identifikation des Aargauers mit seiner Sprache. Man hört es, dass hier ein Aargauer spricht, und ein Satz wie folgender wird in der Berichterstattung über die Verhandlungen des Aargauer Verfassungsrates sicher mit besonderer Vorliebe zitiert: «Wenn dä Hans en Dummheit macht, isch er en Dubel, wenns Heidi eini macht, isch es en Frou.»² – Der Slogan «Aarau isch en glatti Stadt» appelliert bewusst an

² Isabell Mahrer, Rheinfelden, im Aargauer Verfassungsrat; nach dem Bericht im «Freien Aargauer» vom 9. Januar 1975.

das Gefühl für das Bodenständige der Aargauer (hier Aarauer) Sprache; denn gerade für die Stadt Aarau gilt die auffällige Form weniger als etwa für die umliegende östliche, südöstliche Landschaft (ihre grösste Häufigkeit finden wir im Freiamt). Wenn wir den Satz als Beleg für die Aarauer Stadtmundart nehmen wollten, so hätten wir es mit einem Fall von Überkompensation zu tun: Um das Eigenständige der Mundart zu betonen, werden Formen bevorzugt, die statistisch zwar seltener, dafür aber für die Mundart kennzeichnend sind. Wir haben es in unserem Fall mit dem bewussten Sprachwillen von Aarauer Bürgern zu tun.

2. *Die Gefährdung des alten Bestandes durch überregionalen Ausgleich*

a) Der Einfluss Zürichs

Eine weitere Eigenart und ein sicheres Kennzeichen des Aargauerdeutschen, das den Sprechenden im Gegensatz zum vorherigen Fall allerdings kaum bewusst wird, ist eine besondere Inkonsistenz im Gebrauch der Endungen in den Mehrzahlformen des Verbs: Bei den Kurzverben (sein, haben, geben, stehen, sehen, müssen) lauten die Formen einheitlich auf *-d*, z. B. *mir händ, ir händ, si händ*, die Normalverben hingegen folgen dem Muster *mir ässe, ir ässed, si ässe*. Dieser zweite Flexionstyp ist derjenige der Berner Mundart, die häufiger gebrauchten kurzen Verben aber folgen dem Zürcher Typus. (Diese Verhältnisse finden wir etwa in der Dichtung von Sophie Hämmerli-Marti vor.) Hier fassen wir ganz direkt die neuere Dynamik der Aargauer Mundart: Ein altes bernisches Substrat untersteht einem kräftigen zürcherischen Einfluss. Unser Aufnahmematerial belegt sogar, dass diese Einwirkung in allerjüngster Zeit in Aarau bereits bei den Formen der Normalverben spürbar wird: Die vorher skizzierten Verhältnisse finden wir zwar im allgemeinen vor, aber in der jüngeren Generation kommen sehr sporadisch und bei den einzelnen Gewährspersonen nicht konsequent in der 3. Person Plural des Normalverbs auch zürcherische *-(e)d*-Formen vor, also: neben normalem *si bruuche* zweimal *si bruuched*, neben *si blüete* zweimal *si bliueted*, neben *si wone* einmal *si woned*, neben *si ässe* einmal *si ässed*. Von unserem Material her nicht zu entscheiden ist, ob diese Inkonsistenzen hier zufällig nur in den Formen der 3. Person auftreten oder ob gerade an dieser Stelle (die 3. Person wird häufiger gebraucht als die 1.) eine weitere Unsicherheit Platz gegriffen hat, die sich dann sicher auch einmal der 1. Person Plural mitteilen wird.

Den in jüngster Zeit verstärkten Zürcher Einfluss auf die bodenständigen Formen beweisen auch die folgenden lautlichen Erscheinungen: Die ältere

Generation kennt für «Fliege» mit zwei Ausnahmen die Form *Flöige*; einmal kommt zudem das fricktalisch-baslerische *Fliege* vor und nur einmal die zürcherische Form *Flüüge*; die jüngere Generation hingegen bringt fünfmal den Zürcher Typus *Flüüge* und nur noch zweimal das bodenständige *Flöige*. Ähnlich beim Verb «schiessen»: bei der älteren Generation zehnmal das bodenständige *schiesse*, dreimal dagegen *schüüsse*; bei der jüngeren Generation kehrt sich das Verhältnis um: fünfmal *schüüsse* steht gegen zweimaliges *schiesse*. Ebenso im Falle «tief»: Die ältere Generation kennt nur die Variation *töif* und *tief*; bei der jüngeren Generation tritt die ostschweizer-deutsche Form *tüüf* hinzu und wird bereits am meisten genannt: einmal *töif*, einmal *tief*, fünfmal *tüüf*.

Ähnliche Verhältnisse könnte man vielleicht bei verbessertem Belegmaterial beim Kriterium der Dehnung in offener Silbe finden: Mit einer Ausnahme bewahrt die ältere Generation die Dehnung im Wort «laden»: *laade*, wogegen bei der jüngeren Generation vielleicht eher die stadtzürcherische Kürze auftritt (in unserem Material zwar nur zweimal). Beim Wort «Nase» und «Graben» hat die ältere Generation durchweg die Dehnung *Naase*, *Graabe* beibehalten, eine Gewährsperson der jüngeren Generation spricht hier kurzen Stammvokal. (Ist die Kürze, ähnlich wie in Zürich, eher städtisch, die Länge eher landschaftlich?)

Solchen Beispielen neuesten Zürcher Einflusses auf das Aargauische steht wohl nur ein einziger Fall eines erneuten Einflusses des Bernischen gegenüber: Während in der älteren Generation die Frage nach der Bezeichnung für «gebratene Kartoffeln» in 13 Fällen mit *Bröisi* beantwortet wurde (daneben zweimal in zweiter Linie nach *Bröisi* mit *brägleti Härdöpfel*) und lediglich einmal in erster Linie mit *Rööschi* (nur suggeriert in weiteren acht Fällen wies sich die Bezeichnung *Rööschi* noch als bekannt aus), so findet sich bei der jüngeren Generation das bernische *Rööschi* fast alleinherrschend: sechsmal *Rööschi* gegen einmal *Bröisi* und einmal suggeriert neben *Rööschi* auch *Bröisi*. Der Berner Einfluss in diesem Fall erstreckt sich natürlich nicht nur auf den Aargau, sondern das Wort *Rööschi* ist gegenwärtig daran, vom Werbenamen für das entsprechende Fertigprodukt kräftig unterstützt, die alleinige Bezeichnung für die Sache im deutschen Sprachraum zu werden.

b) Der Einfluss der Schriftsprache

Wie in jeder Mundart treten auch im Aargauischen die schriftsprachlichen Einflüsse gerade im Vergleich zwischen der älteren und der jüngeren Generation in unserer Zeit überaus deutlich hervor. Besonders stark mag die Gefährdung der bodenständigen Mundart in jenen Fällen sein, wo die

schriftsprachlichen Formen gleichzeitig die zürcherischen Formen sind, das heisst die Formen der gegenwärtigen Zürcher Stadtmundart.

Durch das Vorbild der schriftsprachlichen Formen bereits weitgehend in Unordnung gebracht ist das Formengefüge bei der Deklination der Zahlwörter «zwei» und «drei». Im Schweizerdeutschen, d. h. auch im bodenständigen Zürichdeutschen, gelten von altersher die folgenden Formen: *zwee Manne, zweo Fraue, zwäi/zwoi Chind; drei Manne, drei Fraue, drüü Chind*. Nach Auskunft unseres Belegmaterials sind die Verhältnisse bei der älteren Generation bereits gestört. Die schwächste Position hat eindeutig die feminine Form *zwoo*: Sie wird nur noch fünfmal genannt, dazu zweimal als mögliche Variante neben *zwee*. Daneben ist die maskuline Form *zwee* schon deutlich ins Feminin eingedrungen: achtmal wurde sie genannt, dazu einmal als Variante neben *zwoo*. Die maskuline Form *zwee* steht einigermassen fest: Zehn Gewährspersonen nennen sie sicher, zwei schwanken zwischen *zwee* und *zwöi*. Damit zeichnet sich schon die neuere Tendenz ab, die neutrale Form ins Maskulin hinüberzunehmen und – das wird schliesslich die Konsequenz sein – nach dem Muster der Schriftsprache ganz zu verallgemeinern. Interessant scheint mir indes, dass der Prozess bei der älteren Generation noch nicht so weit fortgeschritten ist, dass die neutrale Form bereits ins Feminin eindringt; d. h. eine Bildung *zwöi Fraue* scheint noch nicht möglich zu sein. Bei der jüngeren Generation hingegen finden wir die Verhältnisse ganz und gar verwirrt, was auf eine völlige Unsicherheit im Gebrauch der drei zur Verfügung stehenden Formen deutet: Im Maskulin stehen sich gegenüber dreimal *zwee* und viermal *zwöi*, dazu zweimal *zwee* als Variante neben *zwöi*; im Feminin wird die angestammte Form *zwoo* nur als Variante (dreimal) neben dem herrschenden *zwee* (siebenmal) genannt, dazu einmal als Variante *zwöi*; sogar im Neutrum hat sich diese Unsicherheit mitgeteilt: Das zu erwartende *zwöi* ist zwar die überwiegende Form (vier Nennungen), doch daneben tritt ein Beleg *zwee*, dazu einmal *zwee* als Variante hinter *zwöi*, und zweimal *zwoo*, und zusätzlich einmal *zwoo* als Variante hinter *zwee*(!).

Beim Zahlwort «drei» ist die Verallgemeinerungstendenz deutlicher zu erkennen: Wie im Falle von «zwei» scheint die neutrale Form die stärkste zu sein; eine Verallgemeinerung der Form *drüü* würde allerdings nicht durch die Schriftsprache gestützt! Immerhin ist auch die (schwächere) Konkurrenz der Form *drei* zu spüren (bei einer Gewährsperson der jüngeren Generation ist sie die allein herrschende). Die Verhältnisse sind folgende: Fast unangefochten behauptet sich *drei* im Maskulin und Feminin bei der älteren Generation (eine Ausnahme beim Maskulin: *drüü* neben *drei*), im Neutrum stehen zehn Belege *drüü* neben vier Belegen mit *drei* neben *drüü*. Daraus darf der Schluss gezogen werden, dass bei der älteren Generation der Einfluss der Form *drei* wohl stärker gewesen ist. Bei der jüngeren Generation

hat sich das Kräfteverhältnis umgekehrt: Im Maskulin stehen sechs Belege mit *driüü* (wobei in zwei Fällen dazu die Variante *drei*) und nur in einem (dem oben genannten) die Form *drei* als alleinige Möglichkeit, im Feminin fünf Belege mit *driüü* neben zwei Belegen mit *drei*, im Neutrum (als Zeichen allgemein labiler Verhältnisse) steht *driüü* zwar als beherrschende Form, aber nicht unangefochten: fünfmal nämlich, neben einem Beleg *drei* als einziger Möglichkeit, einem Beleg mit *drei* neben *driüü*, und einmal wurde neben *driüü* auch *drei* als Möglichkeit genannt. Bei der jüngeren Generation verläuft die Verallgemeinerungstendenz also gegen das Vorbild der Schriftsprache; die Tendenz, die bei der älteren Generation spürbar wurde, hat sich gewendet zugunsten der Verallgemeinerung der neutralen Form *driüü*.

Eine Angleichung an die Schriftsprache scheint auch bei der Form *Chärn* (Kern) vorzuliegen: Während die ältere Generation die zweisilbige Form *Chärne* sechsmal belegt, kennt die jüngere Generation nur noch die einsilbige Form, die derjenigen der Schriftsprache entspricht.

3. Die Eigenart der Stadtmundart

a) Die Eigenständigkeit der Stadtmundart

Eine Stadtmundart hat gegenüber der landschaftlichen Mundart ein deutlich anderes Gepräge. Einsteils ist die Stadt allgemein als Zentrum des Kultur- und Marktgeschehens Neuerungen gegenüber offener als die Landschaft, was sich in der Sprache spiegelt; andernteils können sich in der städtischen Mundart noch Spuren einer älteren Oberschichtssprache, wie sie ihrerzeit für die Städter vorbildlich war, erhalten haben.

Berner Oberschichtssprache, die eine besondere Affinität zur französischen Kultursprache aufweist, verrät sich noch in der Bezeichnung *Montere* für «Schaufenster». Zehn Gewährspersonen der älteren Generation brauchen noch spontan dieses Wort, während es bei der jüngeren Generation ganz unbekannt ist und durch das Allerwelt-*Schaufänschter* ersetzt ist. Mit dem Verlust des französisch-bernischen Wortes hat die Mundart wieder ein Stück ihrer Eigenart verloren, etwas von ihrer besonderen Farbigkeit. Dies macht uns vielleicht auch darauf aufmerksam, dass Fremdwörter auch eine Bereicherung der Sprache bedeuten können. (In diesem Zusammenhang kann die auffallende Tatsache mitgeteilt werden, dass die ältere Generation genauso dankbar das Fremdwort *Beibi* angenommen hat wie die jüngere Generation, um das kleine Kind zu bezeichnen, das nicht mehr ein Säugling zu sein braucht. Die Mundart hatte bislang dafür, genauso wie die Schrift-

sprache, kein eigenes Wort. Die Entlehnung des englischen Wortes stellt in diesem Falle eine Bereicherung unserer Ausdrucksmöglichkeit dar.)

Einem alten Berner Einfluss gehorcht noch der Plural von «Bruder», der nach dem Ausweis des SDS (III 170) in der Stadt Aarau *Brüeder* heisst. Diese Form ist eigentlich als Kennzeichen der Mehrzahl nicht besonders glücklich, denn die Einzahl lautet gleich: *en Brüeder* (nicht so in Bern, wo der Einzahl *Brüeder* die Mehrzahl *Brüeder* gegenübersteht, der Umlaut also der deutlichen Kennzeichnung des Plurals dient). Trotzdem hat sich die Form lange bewahren können, gegen die landschaftliche Mundart, die den ostschiizerdeutschen Typus *Brüedere* aufweist. Heute scheint die im Rahmen des Aargauischen besondere aarausche Pluralform *Brüeder* im Schwinden begriffen zu sein. Unser Material weist folgende Verhältnisse aus: In der älteren Generation fünf Belege *Brüeder*, neun Belege *Brüedere*; in der jüngeren Generation ein Beleg *Brüeder*, sechs Belege *Brüedere*.

Eine ähnliche Sonderstellung gegenüber der landschaftlichen Sprache nimmt das Aarausche im Falle «Schwägerin» ein: Der SDS (III 161) weist für die Stadt die Form *Schwöögere* nach; sonst gilt in der näheren Nachbarschaft *Schwöögeri*. Auch diese Form *Schwöögere* ist heute im Rückzug begriffen: In der älteren Generation finden wir noch sieben Belege *Schwöögere* neben sieben Belegen *Schwöögeri*; bei der jüngeren Generation hingegen nur noch zwei Belege *Schwöögere*, dafür fünf Belege *Schwöögeri*. – Solche Fälle beweisen, dass sich die Stadtmundart den regionalen Verhältnissen anpasst.

b) Die Offenheit der Stadtmundart für Neuerungen: die heutige «Umbruchssituation»

Anders liegen die Verhältnisse, wo es um die Sprache des kulturellen und wirtschaftlichen Austausches geht. Hier ist die Stadt in der Tendenz zur überregionalen Ausgleichung führend; denn in der Stadt treffen verschiedene Mundarten eher aufeinander, in der Stadt setzen sich auch Neuerungen eher durch und mit neuen Sachen die neuen Begriffe. Die Stadtmundart ist deshalb den Einflüssen der Schriftsprache (der Kultursprache und Handelssprache in einem weiteren Sinne) gegenüber weitaus mehr anfällig als die landschaftliche Mundart. Noch nie hat sich zudem das Gesicht der Welt so schnell gewandelt wie in unserer Zeit; die technische Revolution, die ungeheuer gesteigerte Mobilität der Menschen und Waren hat dazu geführt, dass der Wechsel der Zeit schon innerhalb eines einzigen Menschenlebens deutlich genug erfahren wird. Einer neuen Welt muss aber auch eine neue Sprache entsprechen. Der Vergleich zwischen zwei Generationen, wie ihn unser

Belegmaterial ermöglicht, vermag die «Umbruchssituation»³, in der sich unsere Mundart befindet, sehr deutlich zu machen.

Die Situation auf dem Markt (und im Laden) erfordert eine möglichst direkte Verständigung; gerade hier können sich überregionale Angleichungen am schnellsten vollziehen. Während in der älteren Generation das ältere und bodenständige Wort *Hungg* noch in vier Fällen als alleinige Form und in weiteren drei Fällen neben neuem (und schriftsprachlichem) *Honig* genannt wird, führen alle Vertreter der jüngeren Generation die Form *Honig* auf, nur zwei Gewährspersonen kennen daneben passiv noch *Hungg*. Ebenso sagen acht Gewährspersonen der älteren Generation allein *Guggumere*, *Goggomere*, und weitere drei können sich an diese Form erinnern, während alle Vertreter der jüngeren Generation *Gurke* sagen, und die gleichen zwei, die auch *Hungg* gekannt haben, haben schon *Guggumere* gehört. – In Aarau hingegen fest verwurzelt scheint das Wort *Anke* zu sein; mundartliches *Butter*, wie in Zürich inzwischen fast allein herrschend, tritt in unserem Material nicht auf. In einem Fall scheint die Problematik allerdings bekannt zu sein: Eine Gewährsperson der jüngeren Generation lehnt spontan *Butter* ab.

Unvermeidlich wird die schriftsprachliche Bezeichnung hingegen bei einem neu lancierten Produkt wie «Kaffeerahm». «*Kaffinidle*» etwa kann nicht gesagt werden. Die jüngere Generation kennt nur das mundartlich eingedeutete *Kafiraam*; die ältere Generation zitiert die Schriftsprache z. T. genauer: viermal *Kaffeeraam* neben neunmaligem *Kaf(f)iraam*; einer Gewährsperson war das Wort ganz unbekannt. In der Frage nach «Meringue mit Rahm» wurde von der älteren Generation «Rahm» (= Schlagrahm) fünfmal mit *Nidle*, sechsmal mit *Nidel* oder *Nidol* und zweimal mit *Raam* beantwortet, wobei die Gewährspersonen mit der letzten Antwort anmerken, *Nidel* sei auf der Milch und flüssig, der geschwungene «*Nidel*» heisse *Raam*. Die jüngere Generation braucht eher *Raam*: einmal *Nidle*, einmal *Nidle* neben *Raam*, zweimal *Nidel* und dreimal *Raam*.

In den gleichen Zusammenhang «überregionale Angleichung von Wörtern aus der Handelssprache» möchte ich das in neuerer Zeit auftretende, schriftsprachlich beeinflusste *roo* statt des bodenständigen *rau* «roh» stellen. «Rohe Randen» im Fragebogen wurde von der älteren Generation in zehn Fällen mit *raui Rande* übersetzt, in drei Fällen mit *rooi Rande*. Die jüngere Generation braucht die Form *roo* in fünf Fällen; davon zweimal *roo* neben *rau*; *rau* allein erscheint noch in zwei Fällen.

³ Vgl. Heinz Wolfensberger, Mundartwandel im 20. Jahrhundert. Dargestellt an Ausschnitten aus dem Sprachleben der Gemeinde Stäfa. Frauenfeld 1967, Seite 214.

c) Der Verlust des alten Wortschatzes in Korrelation mit der Anpassung an die neue Welt

Ein Merkmal sowohl der heutigen Umbruchssituation der Mundart wie auch im besondern der städtischen Mundart ist eine gewisse Verarmung des Wortschatzes, dort wo es um Bezeichnungen für Sachen geht, denen ein moderner Mensch, zumal eben in der Stadt, kaum mehr begegnet. Das Wort ist nurmehr «literarisch» bekannt. Dies ist beim Wort «Wanze» der Fall: Alle Vertreter der jüngeren Generation kennen nur noch die schriftsprachliche Bildung *Wanze*, während das mundartliche *Wäntele* in der älteren Generation noch siebenmal belegt wird, zudem einmal neben *Wanze*. Die jüngere Generation kennt nur noch *Elschtere* und *Amäisi*, während in der älteren Generation noch fünfmal *Ägerschte* (einmal mit prothetischem «d»: *Dägerschte*) und dreimal *Ambäis(s)i* belegt ist. Bodenständiges *Miesch*, in der älteren Generation gut bezeugt, ist bei der jüngeren Generation ganz durch *Moos* verdrängt worden.

In einer Zeit, wo der Käse, der Speck und auch schon das Brot in Zellophan verpackt in den Verkauf gelangen, verschwindet das Gefühl dafür, dass ein Käse *faad* und *früscht*, merklich mehr *gsalze*, *gwürzig*, *rassig*, *rèess*, *schmelzig* oder *troc*, *überriiff*, *wäich* oder *hèrt*, *löcherig*, *schimmlig* sein kann; andere Qualitätsmerkmale treten bei der jüngeren Generation ins Gesichtsfeld, deutlich beeinflusst von den Qualitätsangaben auf der Verpackung: der Käse ist *crèmig*, *mild* oder *würzig*, *rèess*, *rezänt*, *vollfett*; dass er *schimmlig* sein kann, ist ebenfalls bewusst. Der Speck war für die ältere Generation *chüschtig*, *chärnig*, *fäiss* oder *mager*, *durzoge*, *faad* oder *gsalze*, *grün*, *gräucheret*, *guet grauchet*⁴, *er gräuelet* oder *ist ranzig* oder *ränzelig*, er kann *rèess*, *rassig*, *saftig*, *wäich* oder *zääch* sein. Die jüngere Generation kauft den Speck so, wie ihn der Metzger anpreist: *durzoge* oder *fäiss*, *gräucheret*, *saftig*, *würzig*; er kann dann allerdings *zääch* sein oder einfach *guet*. Eine Gewährsperson weiss vom Speck, dass er auch *räuelet*. Auch beim Brot unterscheidet die ältere Generation feiner zwischen *chüschtig*, *chra-chig*, *chnuschperig*, *mürb*, *laam*, *täiggig*, *tangg(ig)*, *tungg*, *schwummig*, *rööscht*, *früscht*, *hèrt*, *wäich*, *troc*, *alt-*, *guet-* und *durepache*, *mit Mürgel*, *mit Rauf*. Die jüngere Generation weiss vom Brot mehr in Bezeichnungen der allgemeinen Geschmacksempfindungen zu sprechen: Es ist *alt*, *schlächt*- oder *guetpache*, *fäin*, *früscht*, *gruuwig*, *gluschtig*, *stäihèrt*, *schwammig*, *troc*; bei einer Gewährsperson ist die Bezeichnung *tanggig* noch im aktiven Wort-

⁴ Wenn hier kein Verschrieb für das wohl häufigere *gräucheret* vorliegt, haben wir es mit einer im Schweizerdeutschen Wörterbuch (Idiotikon) VI, 99/100 belegten Form zu tun.

schatz. Schliesslich die Butter; sie ist bei der älteren Generation *süess, suur, gsalze, früschtig, chüschtig, gmögig, wäich, fäiss, milchig, pflüderig, verfaare* (= verlaufen), *bletterig* (= aufgeweicht), *si (g)räuelet*. Bei der jüngeren Generation ist sie *wiiss* oder *gääl, wäich, verloff, chalt, hërt, ranzig* oder einfach: «*er isch immer gliich*».

Auch die starke Tendenz zur überregionalen Verständigung führt zu einer Verarmung des Wortschatzes. Ein ursprünglich reich besetztes Wortfeld wie das des «Weinens» wird zunehmend entleert; statt vielfältiger, differenzierter Ausdrücke scheint ein Wort ausreichend zu sein: Die jüngere Generation sagt nur *briegge*, wo die ältere Generation immerhin noch neben-einander *brüele, briegge, hüüle, chräje* braucht. Auszusterben scheint auch das Wort *chiischterig* «heiser», in der älteren Generation gut belegt, in der jüngeren nur einmal als bekannt ausgewiesen. Besser bekannt bei der jüngeren Generation sind die Wörter für «niesen»: Es werden neben *nüüsse* (ältere Generation: *niesse*; s. oben die Bemerkung zu *schiesse/schüüsse*) ebenso *häpsche* und *pfnuchse* belegt. Dass der «Mumps» nicht nur *Mumpf* heisst, sondern auch *Wuchertübel, Wuchetölpel, Wuchtobel, Ooremüggeli, Gässsepeter*, ist nur noch in der älteren Generation bekannt. Das kleine Kind trug früher *en Latz, es Lätzli, es Ässmänteli, en Göiferlatz, en Musueli*, heute nur noch den *Latz* oder das *Lätzli*. Früher ass es sein *Müesli, de Brei* oder *de Bappe, s Bäppli*; heute gibt man ihm *s Müesli* oder *s Mues*.

Die Umschreibungen für das in der Mundart nicht bodenständige «sehr» haben sich gewandelt. Während die ältere Generation *schüüli, eeländ, mächtig, gruusig, grüüseli(g), fescht*, kaum aber *seer* braucht, hat die jüngere Generation eine Vorliebe für *schaurig* und neben vermehrtem Gebrauch von *seer* auch eine jugendliche Vorliebe für ausgesprochene Kraftausdrücke (*ver-dammt, saumässig, huere...*), doch werden sich letztere mit zunehmendem Alter verlieren; *seer* wird sich wohl durchsetzen.

Wo zwei Wörter zur Auswahl stehen, entscheidet man sich für eines; das andere geht verloren: Nach Ausweis unseres Belegmaterials sind in Aarau bis vor kurzem sowohl der westliche Typus *Wienachtschindli* (enfant Noël) wie der nordöstliche Typus *Chrischtchindli* etwa gleichermaßen bekannt gewesen. Die jüngere Generation hat sich ganz für *Chrischtchindli* entschieden. Die schriftsprachlich gestützte Form hat sich durchgesetzt.

Die Zwischenmahlzeit am Nachmittag heisst *Zòöbe/Zòöbig* oder *Zvieri*. Heute scheint sich *Zvieri* durchzusetzen: In der älteren Generation ist *Zòöbe/-ig* achtmal belegt (zudem in drei Fällen zusätzlich erfragt), *Zvieri* hingegen sechsmal (zusätzlich einmal suggeriert); in der jüngeren Generation kommt *Zòöbig* nur einmal vor (zusätzlich zweimal als bekannt notiert), dafür *Zvieri* sechsmal (dazu noch einmal in zweiter Linie genannt). Ist *Zòöbe* eher der ländliche Typus?

Beispiele für mundartliche Wörter, die verloren gehen, weil sie nicht durch die Schriftsprache gestützt werden, sind: *Bämsel*, heute *Pinsel*, *Grien*, heute *Chiis*, die Monatsnamen *Hornig*, *Horner*, *de Horniggeler* (*es horniggelet*), *Abrike*, *Höimonet*; verwurzelter scheint noch *Jänner* und *Augschte* zu sein (bei der jüngeren Generation je dreimal belegt).

Durch die allgegenwärtige Reklame wird unsere Mundart verändert. Jedermann weiss heute, was Parodontose ist, man spricht vom *Zaafläischblüete*. Aber keine Gewährsperson der jüngeren Generation kennt noch das mundartliche Wort für «Zahnfleisch», das Wort *Bilgere*. Auch das Vermeiden von Haarschuppen ist ein therapeutisches Ziel vielfältig angepriesener Mittel; dadurch bleibt die Sache selber gut im Bewusstsein, die alte Bezeichnung *Schüepe*, *Schiepe*, in der älteren Generation gut belegt, gerät hingegen in Vergessenheit: Die jüngere Generation spricht, mit einer Ausnahme, von *Schuppe*.

Früher lebte man in geographisch engeren Bezügen als heute. Dies äussert sich in einem differenzierten Gefühl für die relative Lage der Ortschaften der näheren Umgebung: Man geht oder fährt nach Rombach oder Küttigen *übere*, nach Erlinsbach *hindere*, nach Entfelden *dure* oder *ufe*, nach Rohr *abe*, nach Buchs und Suhr *übere* oder *use*, nach Schöftland *ufe*, nach Bern *ufe*, nach Brugg *abe*, nach Zürich *use*, nach Luzern *ine*, nach Olten *dure* oder *ufe* und nach Basel *abe*. Solche Richtungswörter sind im aktiven Sprachgebrauch der jüngeren Generation fast verschwunden; man fährt nicht einmal mehr immer *uf Züri*, sondern schon gemäss der Fahrplansprache *nach Züri* und wohnt dementsprechend nicht mehr immer *z Aarau*, sondern auch schon *in Aarau* (dreimal *uf*, dreimal *nach*; fünfmal *z Aarau*, *z Züri*, zweimal *in Aarau*, *in Züri*). Dieses Beispiel zeigt vielleicht deutlicher als alle anderen, wie eine ganze Welt von vertrauten Beziehungen innerhalb einer sehr kurzen Zeit in Vergessenheit geraten kann. Man lebt heute in weiteren Bezügen; aber wir haben die moderne Weltläufigkeit bezahlen müssen: Tiefe emotionale Bindungen an den Ort, wo man daheim ist, sind unwiederbringlich mit der Sprache, die sie vermittelte, verloren gegangen. Dieser Verlust spiegelt sich im Verhältnis zwischen unserer Wirklichkeit und unserer Sprache genau wider: Die alte Welt, die durch eine bodenständige Mundart gedeckt war, ist entschwunden; die neue Welt fordert eine neue Sprache, die eine überregionale Verständigung über die heute gültigen Verhältnisse ermöglicht. Dies hat einerseits die Folge, dass die mundartliche Sprache verarmt: Bezeichnungen, die der neuen Wirklichkeit nicht mehr gerecht werden, geraten in Vergessenheit; andererseits muss die Mundart durch den

Import neuer Begriffe ergänzt werden, wenn sie als lebendige Umgangssprache funktionstüchtig bleiben soll. In einem tieferen Sinne bleibt so die Sprache immer ein Spiegel unserer Wirklichkeit, nämlich nicht nur unserer äusseren Wirklichkeit, sondern auch unserer Seelenlage in der Zeit des Umbruchs: Sie dokumentiert durch ihre eigene Entfremdung die Heimatlosigkeit, in die wir selber durch die technische Revolution gestossen worden sind. Wenn die Sprache – mit Heidegger zu reden – das Haus des Seins ist, so stellen wir beim Betrachten unserer Sprache, die ja auch ein Teil von uns selber ist, fest, dass wir zwar ein Haus besitzen, ein grosses und immerwährend in Umbau und Renovation begriffenes zudem; aber ist es uns schon zum Heim geworden? Das Wohnen wird uns heutigen Menschen recht schwer gemacht.